

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Band: 51 (1957)
Heft: 5

Artikel: Father Huddleston
Autor: M.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-140179>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gandhi, der Prophet, zweifelt nicht an den Menschen und an dem Weg, den sie einzuschlagen haben. Er zitiert das große Buch seines Volkes, die Upanischaden: «Die unendliche Persönlichkeit des Menschen kann nur in einer großartigen Harmonie aller menschlichen Rassen verwirklicht werden.» Gandhi fügt hinzu: «Ich bete, daß Indien ein Vorbild werde für die Zusammenarbeit aller Völker der Erde.»

P. F.

Father Huddleston

war für eine Ordensgemeinschaft der Anglikanischen Kirche zwölf Jahre in Südafrika tätig. Ende 1955 wurde er nach England zurückberufen, offenbar weil er sich zu sehr für die Sache der Afrikaner einsetzte. Es war sein Wunsch, in Afrika als Afrikaner zu leben und zu sterben. Nach seiner Rückkehr sprach er in der Albert Hall vor 7000 Zuhörern und predigte in der St.-Pauls-Kathedrale. Wir entnehmen seinem Buch «Naught for Your Comfort» (Nicht zu Eurer Beruhigung, März 1956) die folgenden Zitate:

Rassenprobleme in Südafrika

Was die ferne Zukunft anbelangt, bin ich durchaus nicht im Zweifel. Es ist undenkbar, daß 2½ Millionen Weiße, die unter sich uneinig sind und keinen rechtmäßigen Anspruch auf *moralische* Führerschaft haben, hoffen können, den Kontinent von Afrika nach ihren Ideen zu gestalten. Mehr als 200 Millionen Schwarze, ihrer gemeinsamen Vergangenheit wie ihrer aufregenden Gegenwart immer mehr bewußt, werden nie zugeben, daß die Erben Paul Krügers in Afrika die Führung behalten. Die Weißen Südafrikas können sich glücklich schätzen, wenn sie in fünfzig Jahren noch als geduldete Minderheit bleiben dürfen, weil sie seit Jahrhunderten dort gewohnt haben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine Welt, die mehrheitlich *nicht weiß* ist und die immer mehr zusammenschrumpft (und deshalb der Notwendigkeit ihrer Einigung bewußt ist), ruhig zusehen kann, wie eine Handvoll ihrer Bürger eigensinnig darauf beharrt, in der Vergangenheit zu leben und auf die öffentliche Meinung der Welt so wenig Rücksicht zu nehmen. Die afrikanisch-asiatische Konferenz in Bandung war vielleicht das erste Anzeichen einer Verschiebung im Gleichgewicht der Kräfte. Was die unmittelbare Zukunft aber anbelangt, habe ich meine Befürchtungen. Ich bin überzeugt, daß der die Leidenschaften aufpeitschende Rassismus von Weiß-Südafrika in einem Apartheid-Wahnsinn nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird.

Es ist die Aufgabe der Kirche, zu jeder Zeit ohne Furcht die Wahrheit des Evangeliums zu verkünden: sie muß wissen, daß diese Wahr-

heit revolutionär ist und daß sie die mächtigste Hilfe ist im Kampf gegen überholte soziale Ideen, gegen die Idee zum Beispiel, daß eine Mischehe eine *Sünde* sei, das heißt gegen das Gesetz Gottes verstoße. Man braucht nur die zwei Fragen Seite an Seite zu stellen: Mischehe oder Ungerechtigkeit, und sich zu fragen, welche der beiden vom *moralischen* Standpunkt aus sträflicher sei, um die phantastische Absurdität der Frage: «Möchtest du, daß deine Schwester. . .» zu begreifen. Der Weg der Apartheid oder der Herrschaft der Weißen ist der Weg der Ungerechtigkeit und wird es immer bleiben: denn er setzt voraus, daß ein Unterschied in der Hautfarbe als Grund für die Herrschaft über ein Volk dienen könne. Überdies ist der Weg der Apartheid eine Verleugnung der Grundlage des Evangeliums selbst. Er führt uns zur Frage zurück: «Soll ich meines Bruders Hüter sein?» und vergißt die Frage: «Wer ist mein Nächster?» Er ist eine Verleugnung der Liebe und deshalb eine Verleugnung Gottes selbst. Nichts wird mich von dieser Überzeugung abbringen. Am allerwenigsten die vernünftelnde Auslegung der Apartheidpolitik, die es sich so leicht macht, indem sie sagt, wenn einmal Schwarz und Weiß getrennt seien, würden sie für alle Zeiten glücklich nebeneinander leben. Und ich *weiß* die Lösung. . . Sie liegt in der einfachen Anerkennung, daß *alle* Menschen das Ebenbild Gottes sind.

Ohne die Schwarzen könnte man nicht auskommen

In einer südafrikanischen Stadt fällt einem nicht bloß der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut auf. Was einem ebenso bald zum Bewußtsein kommt, ist, daß der Gegensatz auf dem Zufall der Hautfarbe beruht. Reichtum ist weiß, Armut schwarz. Beide bestehen nebeneinander in der gleichen Stadt, nur ein paar Kilometer voneinander entfernt. Das «Girl» in der Küche (das trotz seiner Bezeichnung wahrscheinlich Mutter einer Familie ist) wird heutzutage gewiß als «schwierig» oder «verwöhnt» oder «undankbar» bezeichnet; man nimmt ohne weiteres an, daß sie stiehlt. Immerhin kommt man nicht ohne sie aus, sie ist so nötig wie das elektrische Bügeleisen oder der Backofen. Sie gehört zum täglichen Leben. Der Kontakt der Europäer mit den Afrikanern in der Stadt ist ausschließlich auf dieses Herr-und-Knecht-Verhältnis beschränkt. Das wirkliche Leben des Afrikaners — sein Heim, seine Familie, seine Interessen — bleiben den Europäern ein Buch mit sieben Siegeln.

Die Zwangslage des Christen

Jeden Tag und fast jeden Moment sieht sich der weiße Christ in Südafrika vor eine Entscheidung allergrößter Bedeutung gestellt. Die gleiche Entscheidung, vor die der Priester und der Levit gestellt wurden, als sie auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho hinunter an jener zerlumpten und blutenden Gestalt vorübereilten. Die gleiche

Entscheidung, vor die sich der reiche Mann gestellt sah, wenn er in seinem Palast ein und aus ging, ohne den mit Schwären bedeckten Mann neben seinem Tor zu beachten.

«Wer ist denn mein Nächster?» fragte der gescheite junge Schriftgelehrte, als er durch Spott oder schlaue Fragen den Ruf des neuen Propheten aus Nazareth vernichten wollte. Als Antwort erhielt er das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter. Er mußte zugeben, unwillig zwar, aber in aller Öffentlichkeit, daß Rassenunterschiede und das damit verbundene Vorurteil einem höhern Gebot unterstehen. «Wer ist denn mein Nächster?» Er ist der Mann, der um 10 Uhr morgens und um 4 Uhr nachmittags meinen Tee bereitet — aber nicht mit mir am Tisch sitzen und mit mir trinken darf. «Wer ist mein Nächster?» Er ist das Kind, das am Montag die Wäsche abholt und sie am Freitag zurückbringt — das Kind, das an einem Spielplatz mit Schaukeln und kühlem grünem Gras vorbeigeht, das aber nicht eintreten darf, weil solche Spielplätze «Nur für europäische Kinder» bestimmt sind.

Die Übel des Rassismus

Was einen an der christlichen Situation in diesem Lande am meisten bedrückt, ist, daß die Christen kein Gefühl dafür haben, daß solche Verhältnisse nach Abhilfe schreien. Es ist nicht, daß die weißen Christen schlecht sind, weit davon entfernt. Es ist einfach, daß sie nicht einsehen, daß ihr Glaube etwas mit den sozialen Problemen zu tun hat. Wie es in England zur Zeit von Wilberforce Leute gab, die die Sklaverei aus höchst ethischen Gründen verteidigten; genau wie es zur Zeit der Industriellen Revolution christliche Führer gab, die mit der Kinderarbeit in den Baumwollfabriken und all den anderen haarsträubenden Übeln, die Charles Dickens aufdeckte, einverstanden waren. So herrscht heute in der Kirche von Südafrika eine Gleichgültigkeit und eine Toleranz gegenüber den Übeln des Rassismus, die schwerer zu ertragen und weitaus schwieriger zu überwinden sind als absichtliche Bosheit und offenes Laster. In Johannesburg sind mehr als die Hälfte der Bevölkerung Nichteuropäer. In den Stadtbezirken kann ungefähr ein Kind von dreien die Schule besuchen. Die übrigen zwei Drittel der Kinderbevölkerung sind den lieben langen Tag auf die Straße oder das leere Zimmer ihres Heimes angewiesen. Die Weißen in Südafrika leben in ständiger Angst, aber sie tun erstaunlich wenig, um die Ursache der Angst zu beheben. Sie ziehen Privatdetektive gegen Einbrecher, den Revolver auf dem Nachttisch irgend einem konstruktiven Plan zur Lösung des «Tsotsi»-Problems vor. (Tsotsi sind jugendliche Gangster.) Es gibt keinen Spielplatz irgendwelcher Art in irgendeinem der europäischen Vororte für afrikanisches Dienstpersonal. . . Nichts reizt so leicht die Wut der weißen Vorortsbewohner als ein Plan für Erholungsstätten für das afrikanische Dienstpersonal. Protestversammlungen werden auf der Stelle einberufen und stark besucht. Sie tun

alles, zu verhindern, daß ihr Villenquartier dem Dienstpersonal etwas bietet. Jeder europäische Vorort hat seine Erholungsstätten, Plätze für Fußball, Tennis, Golf und sein Schwimmbad usw. Der Tsotsi ist das Symbol einer gleichgültigen Gesellschaft. Sein Messer und sein Revolver haben ihre Bedeutung, nicht nur für heute, sondern auch für morgen.

Elektrizität für Weiße, Kerzen für Schwarze

Es ist klüger, die Eingeborenen in einem großen, aber leicht zu überblickenden Lager zusammenzufassen als in kleineren Gruppen zerstreut. Die Leute, die über das Wochenende ihre Freunde besuchen wollen, müssen Erlaubnisscheine vorweisen. Wenn es in Johannesburg zum Beispiel Unruhen gibt, kann Orlando (Eingeborenenlager) von einer verhältnismäßig kleinen Polizeitruppe in Schach gehalten werden. Es ist zudem kein schlechtes Ziel aus der Luft. Und der Trennungstreifen (500 Meter) sorgt dafür, daß kein europäischer Vorort aus Versehen getroffen wird. Es ist typisch für die Idee, die Schwarzen in Lagern abzusondern, daß in Johannesburg das größte Kraftwerk der südlichen Hemisphäre ausgerechnet vor den Toren Orlando zu finden ist. Es versorgt die Stadt mit Elektrizität. Orlando wird aber mit Kerzen und Petroleumlampen beleuchtet.

Erziehung zur Knechtschaft

Im Bantu-Erziehungsgesetz vom Jahre 1949 heißt es: Die Schule soll ihn (den Eingeborenen) für die Pflichten vorbereiten, die das wirtschaftliche Leben in Südafrika *ihm auferlegen wird*. Die europäische Gesellschaft Südafrikas hat keinen Platz für die Eingeborenen, außer in ihrer Eigenschaft als unselbständige Arbeiter. Es ist bezeichnend, daß für die Schulung afrikanischer Kinder im Jahr je 2.66 Pfund ausgegeben werden, während für ein europäisches Kind 43.88 Pfund zur Verfügung stehen.

Es ist schwer, eine Politik zu erklären, die einerseits behauptet, sie gründe auf «westlicher christlicher Zivilisation», während sie andererseits solche Kultur jedem Afrikaner vorenthält. Nichts, glaube ich, ist schlimmer, nichts hat verhängnisvollere Wirkungen als dieser Versuch, den Afrikaner zu hindern, in die Welt der Schönheit, Musik, Kunst und Theater einzudringen.

Yehudi Menuhin

In den letzten zwölf Jahren habe ich versucht, so weit wie möglich diese Kulturschranke zu durchbrechen — mit sehr wenig Erfolg. Eines Nachmittags vor sechs Jahren fuhr ich zum «Carlton»-Hotel in Johannesburg, um Yehudi Menuhin zu treffen. Auf dem Weg nach Sophiatown bemerkte er: «Man sagte mir, daß, wenn ich vor einer afrikani-

schen Zuhörerschaft spiele, ich damit meinen Vertrag breche. Ich machte die Leute auf die Tatsache aufmerksam, daß kein Afrikaner mich hören könnte, wenn ich nicht in ihre eigenen Viertel ginge, und daß mein Spielen vor Afrikanern den Konzertbesuch der Europäer kaum beeinträchtigen würde, da ich keinen Eintritt verlange. Man drohte mir mit einem gerichtlichen Verbot, wenn ich meinen Plan durchführte. «Okay», war meine Antwort, «her mit Ihrem Verbot. Ich werde meinerseits dafür sorgen, daß kein anderer Künstler Südafrika besucht.» Menuhin fügte lächelnd hinzu: «Ich habe nie mehr etwas vom Gericht gehört.»

Wenn Nehru nach Südafrika gehen sollte

Vor nicht allzu langer Zeit mußte ein hoher Beamter der Goldküste eine Konferenz irgendwo in Afrika besuchen. Sein Flugzeug wurde umgeleitet und landete unerwartet in Johannesburg. Man sagte ihm, er müsse die Nacht in der Stadt verbringen. Er wußte nicht, daß er kein Taxi bekommen konnte, daß kein Hotel ihn aufnehmen würde. Die Behörde löste das Problem, indem sie ihn ins Sozialzentrum für Bantumänner schickte, wo er auf dem Fußboden schlafen mußte. Dies war der erste einer Reihe solcher Vorfälle, und die Luftgesellschaft wurde beunruhigt. Schließlich trafen zwei oder drei der berühmtesten internationalen Fluglinien ein Abkommen mit unserer Mission, wonach wir Nichteuropäer, Afrikaner oder Asiaten, die durch Johannesburg reisten, Gastfreundschaft gewähren sollten. Von unserem Standpunkt aus hat der Plan ausgezeichnet funktioniert. Wir haben im Laufe eines Jahres Besuch aus fast allen Teilen Afrikas gehabt, von der Goldküste, Nigerien, Sierra Leone, Mauritius, Französisch-Kamerun; von überall. Aber die südafrikanische Regierung zeigte ihre nachbarliche Gesinnung auf eigentümliche Art. Es würde unsere Beziehungen mit anderen asiatischen Ländern sicher nicht verbessern, wenn Mr. Nehru oder Mrs. Pandit den Fehler machen sollten, den Fuß auf südafrikanischen Boden zu setzen. Sie könnten nicht einmal eine Bar besuchen, um eine Tasse Tee zu trinken.

Die Opposition

In Südafrika ist die Opposition der Nichteuropäer durch die gegen sie gerichteten brutalen Maßnahmen schrecklich geschwächt worden. Die meisten ihrer Führer sind verhaftet, ihre Tätigkeit wird durch Polizeiüberfälle unterbunden. Alle Opposition wird als Landesverrat bezeichnet. Südafrika ist heute ein Polizeistaat.

Pearl Buck, die bekannte amerikanische Schriftstellerin,
erklärte in einem Gespräch mit der Frau des Sängers Paul Robeson:
«Der Neger ist in der angenehmen Lage, daß man sich ihm gegenüber

versündigt hat. Er kann deshalb frei und fröhlich sein, da er weiß, daß er nicht Unrecht getan hat. Aber ich, eine Weiße, die einer unerträglich dominierenden und herrschsüchtigen Rasse angehöre, muß im Innersten erschrecken, wenn wieder ein Neger im Süden gelyncht wird. Ich bin so von meiner Schuld als Weiße erfüllt, daß ich ganz klein werde, wenn ich bloß sehe, wie die Neger in einem besonderen Zugabteil reisen müssen.»

M. F.

WELTRUNDSCHAU

Der Gegenstoß So ist es immer in entscheidungsvollen Zeiten, sei es des persönlichen Lebens, sei es des Völkerlebens: Wenn irgendwo die Kräfte des Guten sich sammeln und zum Durchbruch ansetzen, dann rafft unfehlbar das Böse — *der Böse* — seine Scharen zusammen und kämpft verbissen, ja verzweifelt um den Sieg — um so mehr, je Größeres für ihn auf dem Spiele steht; denn «er weiß, daß seine Zeit kurz ist». Wir dürfen uns darum nicht wundern, daß auf die ach noch so zaghafte und wenig radikale Bewegung, die sich in den Völkern gegen die Atombombenversuche, gegen den Krieg mit Kernwaffen, ja gegen den Krieg und die Vorbereitung darauf überhaupt erhoben hat, nun der entschlossene Gegenstoß erfolgt, der von den Militärgläubigen aller Nationen und Denkrichtungen getragen wird. Nicht nur werden die Gelehrten und Militärs (und natürlich auch die Theologen; siehe die jüngste Zürcher Kirchensynode!) aufgeboten, um die Schädlichkeit der Bombenexperimente zu bagatellisieren; die H-Bombe und mit ihr der Kernwaffenkrieg selber werden uns als lange nicht so vernichtend hingestellt, wie es von uns «Laien» geglaubt werde, ja die «Väter der Wasserstoffbombe» haben letzthin höchstpersönlich bei Präsident Eisenhower vorgesprochen, um ihm zu versichern, sie seien daran, eine Bombe herzustellen, die sozusagen überhaupt keinen radioaktiven Niederschlag zurücklasse, so daß die Zivilbevölkerung von einem Kernwaffenkrieg kaum geschädigt würde. Wer dennoch auf der tödlichen Gefährdung des irdischen Lebens durch Atombombenversuche und vollends einen Atomkrieg beharrt, wird flugs als Werkzeug oder doch unbewußter Helfershelfer Moskaus diffamiert, als einer, der der «freien Welt» ihre entscheidende Abwehrwaffe gegenüber der kommunistischen Drohung aus der Hand schlagen wolle. Die Kriegsrüstungen, so heißt es von allen Seiten, müßten auf jeden Fall ungehemmt weitergehen, auch in der Schweiz; ein aus dem Berner Pressebüro der Sozialdemokratischen Partei stammender Artikel behauptet mehr als kühn, die Frage, ob gegenüber den